

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 152 (1879)

Artikel: Der Vetter aus Australien
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Wetter aus Australien.

Vor der Station X der Luzernbahn trippelte an einem schönen Herbstmorgen ein kleiner wohlbeleibter Herr ungeduldig auf und ab, bald nach der Uhr schauend, bald die Bahnslinie überblickend, ob nicht etwa der erwartete Zug aus purer Höflichkeit gegen den Herrn Amtschreiber von Z. ein paar Minuten vor der Zeit anlangen wollte. Es war ein stattlicher Herr, der Herr Amtschreiber, im schönsten Sonntagsstaat, den Cylinder bolzgrad auf dem schmalen Fuchskopf, die lustigen Neuglein halb verborgen hinter der goldenen Brille; auf dem runden Bäuchlein, das für die dünnen Beine fast zu schwer erschien, blitzte eine dicke goldene Kette. War der Herr Amtschreiber das leibhaftige Bild der Ungeduld, so saß dafür seine bessere Hälfte, die Frau Amtschreiberin, die ihren Eheherrn fast um Haupteslänge überragte und in der Breite ihm nicht nachstand, um so ruhiger und geduldiger da. Sie war eine gute, ein bisschen schlaftrige Frau, die gerne fünfe grad sein ließ. Vor dem Herrn Amtschreiber hatte sie großen, etwas mit Furcht gemischten Respekt; denn er war räz nicht nur in der Amtschreiberei, sondern, was mehr sagen will, auch zu Hause, wo sonst so mancher Schreibstabenritter und Wirthshausheld, ja sogar manche Kriegsgurgel, ganz merkwürdig zahm und still wird. Zu einem häuslichen Ungewitter ließ sie es selten kommen, und war je eines im Anzuge, so gelang es ihr gewöhnlich bald, die Wetterwolken zu zerstreuen, indem sie dem strengen Eheherrn ein gutes Plättli bröselte, für welche der Herr Amtschreiber gar empfänglich war. Auch die Frau war stattlich angethan, mit Ringen und Ketten überladen, trotz des

warmen Wetters in schwere Seide gehüllt. Heute gelte es zu zeigen, daß man von rechten Leuten sei, hatte der Herr Amtschreiber gemeint, und daß man das auf bessere Art als durch schöne Kleider und blitzenden Schmuck zeigen könne, wäre weder ihm noch seiner stattlichen Hälfte eingefallen. Zwischen beiden, bald den ungeduldigen Vater beschwichtigend, bald die Mutter, die vor Hitze fast vergehen wollte, tröstend lief leichtfüzig und schlank ein schmückes freundliches Mädchen von etwa zwanzig Jahren hin und her, einfach in helle leichte Stoffe gekleidet, ohne weiteren Schmuck als Jugend und Anmut; zwar hatte der prunkliebende Vater ein kurioses Gesicht gemacht, als das Töchterlein am Morgen so einfach erschienen war; aber zu brummen und aufzugehren, wie er es bei der Frau gemacht hätte, wagte er nicht; konnte doch das liebliche Töchterchen den strengen Amtschreiber trotz seiner bissigen Mienen und polternden Redensarten um den Finger wickeln, d. h. wie man zu sagen pflegt, denn in Wirklichkeit wäre es eine wohl strube Aufgabe gewesen, die weder dem Finger noch dem wohlbeleibten Herrn Vater besonderbar wohl gethan hätte. Doch nein! einen Schmuck trug Mariechen doch; freilich so, daß man ihn kaum bemerkten könnte, und da sie es nicht gerne hat, wenn man danach fragt und man sie in die tödlichste Verlegenheit bringen würde, wenn man gar den Inhalt des Medaillons zu sehen begehrte, so will der Bote, höflich und artig wie der alte Knabe gegen alles Weibervolk ist, nicht unbescheidene und unbequeme Bemerkungen machen; aber so seine Gedanken hat er dabei doch!

Endlich tönte das Horn des Bahnwärters und der Zug ließ sich in der Ferne blicken.

Er war noch nicht zur Station gekommen, als in rasender Fahrt, von einem jungen Stallknecht sicher geführt, ein schmuckes Chaislein herangesprengt kam, dessen Insassen mit knapper Noth gerade noch Zeit fanden, in den Waggon zu springen, in dem sich eben der Herr Amtschreiber und Familie niedergelassen hatte und nun die Ankommelinge mit mehr Verwunderung als Vergnügen begrüßte. Die Freude des Wiedersehens war auf beiden Seiten gering, obwohl es nahe Verwandte waren, die da zusammen trafen. War doch der Bärenwirth von Durstikofen, der soeben mit Frau und Sohn eingestiegen war, der Bruder der dicken Frau Amtschreiberin. Er war ein großer breiter Mann mit weinrothem Gesicht, ein Wirth, von dem es hieß, dem könne es nie an Gastig fehlen, weil er selber die beste sei. Die Frau war ein hoffährtiger Schlamp, die es trotz eines erwachsenen Sohnes noch nicht vergessen konnte, daß sie einst das schöne Liseli vom Leuen zu Bäziwyl gewesen. Jetzt war die Schönheit längst vorbei, die Hoffahrt aber geblieben. Der Sohn endlich war ein hochaufgeschossener Gali, den die hunte Mütze auf dem struppigen Haar und das farbige Band um die Brust als Studenten bezeichneten, wenn er auch in den Hörsälen der Hochschule zu Bern weit weniger Bescheid wußte als in den Kneipen. — Was für ein Wind führt Dich her? lautete der frostige Gruß des Amtschreibers; was Teufels hast Du da mit dem Choli im Land herum zu futschiren? die nicht viel freundlichere Gegenfrage des Bärenwirths. Die Frauen grüßten sich mit sauerfüßen Mienen; sie fragten einander nicht mehr nach, als die Männer. Desto zutäppischer war dagegen der lange Schaggi dem hübschen Marieli gegenüber, das indeß

an seinen plumpen Späßen wenig Freude zu haben schien. — So fuhren die beiden Familien zusammen nach Luzern. Zuerst hatte jede Partei mit ihrem Reiseziel hinter dem Berge halten wollen, aber bald gab ein Wort das andere, und als sie endlich merkten, daß sie nicht nur dasselbe Ziel, sondern auch dieselbe Veranlassung zum Reisen hatten, da fingen sie an, ein bisschen aufzuthauen und über letztere ihre Meinungen auszutauschen. Und Stoff genug zu mancherlei Gedanken und Gesprächen bot diese Reise und ihre Veranlassung, das muß man sagen. Erst vor vierzehn Tagen waren nämlich auf der Amtschreiberei zu Z. und im Bärenwirthshaus zu Durstikofen gleichzeitig zwei Briefe, von unbekannter Hand überschrieben, angelangt. Beide hatten denselben Inhalt: Ein alter Vetter, ein Schwesternsohn des verstorbenen Bärenwirths, war nach langjähriger Verschollenheit vor ein paar Monaten als reicher Mann wieder heimgekommen, hatte sich in dem schönen Luzern ein Landhaus gekauft und lud nun in höflichen Worten seine lieben Verwandten ein, ihn für ein paar Tage zu besuchen, damit er, der alte Mann, seine Vettern und Basen kennen lerne und nicht einsam seinen Lebensabend beschließen müsse. Wäre der Vetter Heiri, oder wie er jetzt unterzeichnete Henry, als armer Mann zurückgekommen, wie er eines leichtsinnigen Streiches wegen vor langen Jahren nach Australien ausgewandert war, er hätte in der Amtschreiberei und im Bären lange vergeblich anklopfen können. Auf die Verwandtschaft besinne man sich neue nicht, hätte es da wie dort geheißen. So aber war aus dem leichtsinnigen Heiri im Verlauf der Jahre ein Herr Henry geworden, ein reicher Mann, dazu alt und kinderlos, daß

war eine ganz andere Art Krebse! Zu einem solchen Vetter, der noch dazu so gescheit war, sich seiner Verwandten zu erinnern, mußte man Sorg haben! — Zwar waren dem pfiffigen Herrn Amtschreiber zuerst bei Empfang der Einladung ein paar Zweifel aufgestoßen. Hätte der Vetter Henry nicht etwa vielleicht ein Schwindler sein können, der die Verwandtschaft durch die Einladung zu fördern suchte, um sie nachher um so sicherer und großartiger beschwindeln zu können? Bei dem bloßen Gedanken schon hielt sich der Herr Amtschreiber die Taschen zu und verspürte deutliche Schmerzen am Portemonnaie. Aber nein, so raffinirt im Betrug war seit die Welt steht kein Durftikofer gewesen und die Nachforschungen, die der Amtschreiber unter der Hand anstellte, ergaben mit Sicherheit, daß Mr. Henry vom Schlößchen bei Luzern wirklich Vetter Heiri von Durftikofen war, und daß es mit seinem Vermögen seine Richtigkeit hatte. Da hatte denn der Herr Amtschreiber nicht gezögert, die Einladung anzunehmen und war mit Weib und Kind aufgebrochen; Marichen nahm er eigentlich auf eigene Faust mit; er wußte wohl, wie gerne alte Herren etwas Junges um sich haben, und wenn er sein Töchterchen im Stillen mit dem ungeschlachten Gali seines Schwagers verglich, so schien ihm kein Zweifel möglich, daß es seinem Marieli gelingen müsse, Schaggi in der Gunst des Erbvettters den Rang abzulaufen. Schaggi kam auch uneingeladen mit; zwar hegte der Bärenwirth nicht gleiche Hoffnungen, wie der Amtschreiber; er kannte seinen Altesten dafür zu gut. Aber die Frau Wirthin, die ihren Schaggi in jeder Hinsicht verhätschelte, war dafür um so empichter darauf und wußte ihren Willen durchzusetzen; sie war eben, wie man zu sagen

pflegt, ein Gassenengel, aber ein Hausteufel und hielt den breitschultrigen Bärenwirth fest unter dem Pantoffel. Ihrem Schaggi könne es beim Vetter Henry nicht fehlen, meinte sie; und Schaggi kam ganz gern mit; es müßte doch kurios zugehen, dachte er, wenn er bei dem reichen Australier nicht einen soliden Pump anlegen könnte, und ein solcher wäre ihm grausam komisch gewesen, denn Schaggi brauchte beim Studiren Geld, viel Geld, mehr als ihm der Vater schicken wollte und die blinde Mutter konnte. — So fuhren die sechs zusammen Luzern zu. Daß der Vetter Hauptgegenstand des Gespräches war und blieb, versteht sich von selbst. Ein Erbvetter aus Australien kam eben nicht alle Tage vor, und Alle waren neugierig, wie er wohl aussiehe; sie wußten nur, daß er ein Mann in den Sechzigern sei, vor 40 Jahren ausgewandert, nach langer mühevoller Arbeit als Schaffnacht, dann als Aufseher, endlich als Wächter, zuletzt als Wollhändler reich geworden; persönlich kannten sie ihn nicht, denn als er fortzog, war der Bärenwirth kaum 3 Jahre alt, die Frau Amtschreiberin noch in den Windeln gewesen. —

Ein langer Pfiff und der Zug hält auf dem Bahnhof von Luzern. Die Reisegesellschaft stieg aus und schritt dem Ausgange zu. Aus demselben Zuge aus einem der letzten Wagen war mit ihnen ein junger Mann ausgestiegen, den zuerst Niemand in dem Strom der Reisenden bemerkte, als Marieli, die bei seinem Anblick merkwürdiger Weise ganz roth wurde und nach einem flüchtigen Blicke, der von dem jungen Manne wohl verstanden und erwiedert worden zu sein schien, verschämt die Augen niederschlug. Es war ein stattlicher Bursche, hoch und

stark gewachsen, mit treuen blauen Augen und krausem blondem Haar. Die schlichte elbe Halbleinfleidung stand ihm besser als Schaggi seine modischen Kleider. — Was zum Donner führt den jetzt her? brummte der Bärenwirth zornig in seinen Bart, als er den jungen Mann erblickte. Der alte Narr wird doch nicht den auch eingeladen haben? Auch der Herr Amtschreiber sah aus, wie wenn er auf ein Sandkorn gebissen hätte, denn der Bursche war ihm wohl bekannt. War er ja doch der einzige Sohn einer längst verstorbenen Schwester seiner Frau, die zum großen Ärger der hochansehnlichen, aber sehr geldstolzen und hochmüthigen Verwandtschaft einen armen Schulmeister geheirathet hatte und diesem nach kurzem Ehestand in's Grab gefolgt war. Hans Ehrlich war frühe verwaist. Der Amtschreiber, der im Grunde des Herzens gutmüthig gewesen wäre, wenn ihm nur die Begierde nach Geld und Gut dazu Zeit gelassen hätte, nahm sich des Jungen an und ließ ihn mit seinem Marieli aufwachsen. Er nahm ihn nach absolviertter Schule sogar in die Schreibstube, um ihn in die Geheimnisse der Schreiberzunft einzubiehen; aber Hans hatte dafür durchaus kein Geschick; ihm war es zehn mal wöhler bei den Kühen und Rossen, als bei den Akten und Scharfekten, wöhler in Feld und Wald, als in der dumpfigen Schreibstube. Da hatte der Herr Amtschreiber endlich nachgegeben und den Jungen in die bekannte landwirthschaftliche Schule zu Y. geschickt, daß er sich dort zum tüchtigen Landwirth ausbilde; zwar hatte Hans keinen Bauernhof zu erwarten und vermochte keinen zu kaufen; dafür war das Erbe seiner Mutter zu klein; aber zur gehörigen Besitzung eines Lehens reichte es hin und ein solches hatte Hans auch gefunden

und das bei einem wunderlichen, aber nicht bössartigen alten Stadtherren, der zuerst gemeint hatte, das Bauern komme jedem, wie den jungen Meitschi das Tanzen, von selber, und es auch probirt hatte, bald aber froh war, einen tüchtigen Lehnenmann zu finden, bis er den Hof, der ihm verleidet war, verkaufen konnte. Es ging Hans dabei nicht übel und er kam vorwärts; aber der Herr Amtschreiber konnte es ihm nicht verzeihen, daß er seine eigenen Wege wandeln wollte, und hatte den Verkehr mit ihm seit Langem abgebrochen. Daß aber deßhalb aller Verkehr zwischen der Amtschreiberei von Z. und dem Sonnenbühl, wie der Lehnenhof hieß, abgebrochen gewesen sei, möchte der Bote just nicht behaupten. Hans und Marieli hatten es gar gut mit einander gekonnt und heiße Thränen hatte es im Verborgenen gekostet, als Hans von dem Mädchen Abschied nahm, um nach Y. zu gehen. Seither waren mehrere Jahre verflossen; aus dem lustigen Kinde war ein liebliches Mädchen, aus dem halberwachsenen Burschen ein stattlicher Mann geworden; aber daß die beiden sich gegeneinander nicht verändert hatten, das hätte Marieli's Medaillon beweisen können, wenn sie es hätte zeigen wollen. — Die Mutter wußte, wie es mit den beiden stand und mochte den Neffen gar wohl leiden; vielleicht ahnte auch der Amtschreiber etwas, aber der tröstete sich mit dem Gedanken, das seien Jugendthorheiten, und die werden seinem Marieli schon vergehen; daneben sei es gut, daß der Sonnenbühl weitab von Z. liege, denn der Teufel sei ein Schelm und den Weibsleuten allweg nicht viel zu trauen. Geld gehöre zu Geld und die Tochter des Amtschreibers von Z. passe zu keinem Lehnenmann, geschweige denn zu Einem der sich

so undankbar gegen seine Wohlmeinenheit bewiesen habe.

Mit kurzem Gruß gingen sie an einander vorüber. Selbst die gute Amtsschreiberin wagte es nicht, den Neffen herzlich zu begrüßen, wie sie es gerne gethan hätte. Der Herr Amtsschreiber machte ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter; der Wirth brummte in den Bart, wenn der Vetter Henry sich mit solchem Bettelvolk einlassen wolle, so möge der Teufel dabei sein; Schaggi setzte den Zwicker auf die Nase und glotzte den jungen Lehmann unverschämt an. Der aber kümmerte sich nicht darum; es mußte wohl in Marieli's Blick ein so herzlicher Gruß zu lesen gewesen sein, daß er die Kälte der übrigen Verwandten reichlich aufwog. Ruhig grüßend ging er vorüber und schritt über den Bahnhofplatz dem See zu, an dessen Ufer Vetter Henry's Landhaus etwa eine Viertelstunde vor der Stadt lag. Die anderen Partien aber hätten es nicht anders gethan, als hinaus zu fahren, wenn auch Marieli vielleicht im Stillen lieber zu Fuß gegangen wäre; so wurden denn Droschen gemietet und bald rollte die Gesellschaft hoch den Staub aufwirbelnd an Hans vorbei, der gelassenen Schrittes den sonnigen Weg zwischen den Landhäusern und Gärten dahinschritt.

Das Landhaus Vetter Henry's war ein hübsches behagliches Haus, von der Art, wie die Welschen sie Chalet nennen, d. h. so ungefähr nach dem Muster eines stattlichen Simmenthalerhauses, umgeben von anmutigen Anlagen mit weiten Rasenplätzen, farbenglühenden Blumenbeeten, Gebüschen und Baumgruppen. Die sorgfältige Pflege der Anlagen, die saubergehaltenen Wege, in deren Ries kein Grashälmchen sich sehen ließ, das blanke Aussehen des Hauses ließen

darauf schließen, daß Vetter Henry ein ebenso ordnungsliebender und geschmacvoller, wie reicher Mann sein müsse. Zwei ältere Herren gingen gerade in eifrigem Gespräch in einem der schattigen Laubgänge auf und ab, als am Gitterthor des Gütchens ein lautes Klingen laut wurde und dasselbe von einem Gärtnerburschen den Droschen geöffnet wurde. Beide waren einfach, aber gewählt gekleidet; der Eine, ein großer Mann, von dessen rothem Gesicht die silbergrauen Haare und der weiße kurzgehaltene Backenbart seltsam abstachen, mußte der Vetter Henry sein; wenigstens schritt er viel selbstbewußter einher als sein kleinerer, ebenfalls ergrauter Gefährte, dessen verwittertes fast lederfarbenes Gesicht von tausend Fältchen und Krähenfüßen durchfurcht war, und der neben seinem stattlichen Gefährten fast schüchtern und unscheinbar erschien. Der Herr Amtsschreiber, der sich nicht wenig auf seine Menschenkenntniß zu gute that, hatte es denn auch gleich heraus, welcher der Vetter sei. So schnell es ihm sein rundes Bäuchlein gestattete, sprang er aus dem Wagen und schritt auf den freundlich grüßenden Herrn zu, ergriff seine Hände und schüttelte sie kräftig: Gruß Gott, gruß Gott, Herr Vetter! rief er aus; Sie hätte ich durch sieben Zäune durch erkannt; ja so eine Familienähnlichkeit, die verläugnet sich nicht, und wie wohl Sie aussiehen, das freut mich, das freut mich! Muß mich selber vorstellen; ich bin der Amtsschreiber von Z., und das ist meine Frau, Ihre Base, und das mein Töchterlein Marie! Während der Herr Amtsschreiber seinen Redestrom über den Vetter aus Australien ausgoß, waren auch die Anderen nach und nach ausgestiegen und nahten sich, den unbekannten Verwandten zu begrüßen; dessen

Gefährte war unterdessen bescheiden bei Seite getreten, um die Begrüßung der Verwandten nicht zu stören, aber es entging ihm doch kein Wort und keine Miene und hie und da zuckte es in den Falten seines Gesichtes ganz furios; doch im nächsten Augenblicke schon nahm er wieder sein bescheidenes, ernstes Aussehen an. Der Vetter Henry war kein Mann von vielen Worten; er begrüßte alle freundlich, aber ohne große Herzlichkeit, was man ihm gegenüber wildfremden Verwandten am Ende nicht gerade übel nehmen konnte, lud sie mit kurzen Worten nochmals ein, für ein paar Tage bei ihm vorlieb zu nehmen und sprach seine Freude darüber aus, daß er endlich nach so langen Jahren dazu komme, seine Vettern und Basen kennen zu lernen. Der Wortschwall des Herrn Amtschreibers schien ihn nicht mehr zu rühren, als die groblothige Begrüßung des Bärenwirthes, der, während er dem Herrn Vetter schier die Hand verdrückte, mit manchem Donnerwetter und Myseel betheuerte, wie lieb und werth ihm derselbe sei. Vergeblich schickte auch die Frau Wirthin dem Vetter die süßesten Blicke zu, sie hatte es noch von Alters her in der Uebung und leider vergessen, daß zu süßen Blicken auch ein junges und hübsches Gesicht gehört; vergeblich stellte sich Schaggi in Positur, strich das fuchsrote Schnäuzchen und versicherte auf Gerevis, wie es ihn freue, die werthe Bekanntschaft zu machen. Mr. Henry blieb gegen alle gleich freundlich und begrüßte den unterdessen eingetroffenen Hans Ehrlich trotz seiner wenig eleganten Kleidung um kein Haar weniger artig, als den prächtig aufgedonnerten Schaggi. Nur Marieli's herziges Gesichtchen und liebliches, heimeliges Wesen schien ihm ein etwas wärmeres Lächeln ab-

locken zu wollen. Seinen Gefährten stellte er der Gesellschaft vor als seinen langjährigen Buchhalter im Geschäft, den er jetzt als Sekretär für seine Korrespondenz und als eine Art Verwalter bei sich behalten wolle. Er sagte das kurz und geschäftsmäßig, als sähe er in dem alten Herrn mehr einen bezahlten Angestellten als einen alten Freund. Trotzdem meinte der Herr Amtschreiber, ein bisschen Freundlichkeit gegen den Sekretär könne nicht schaden und reichte demselben artig die Hand; man konnte doch nicht wissen, wie viel Einfluß der Alte bei dem Vetter vielleicht hatte! Seinem Beispiel folgten die anderen, am freundlichsten Marieli und Hans, ziemlich paßig und herablassend Schaggi, der nicht recht begriff, warum man mit dem Alten, der es doch offenbar nicht weit gebracht hatte und noch mit einer abhängigen Stellung vorlieb nehmen mußte, so viel Umstände mache.

Der Tag verging und nach ihm ein paar andere; daß der Herr Vetter zu leben wußte und sich und Anderen es gönnte, das bewiesen seine feine Küche und seine trefflichen Weine; daß er reich war, sehr reich, dafür bürgten nicht nur der schöne Landsitz, der behagliche Haushalt und die Erfahrungen des Herrn Amtschreibers, sondern auch zahlreiche Redensarten und Winke, die Mr. Henry im Laufe des Gespräches dann und wann fallen ließ. Daß er endlich seine Vettern nicht umsonst hatte kommen lassen, sondern es gut mit ihnen vorhatte, das verstand sich von selbst. Es kam nur darauf an, wer bei ihm die Andern ausspecken und sich selbst in's Krättli setzen konnte. Der Herr Amtschreiber erwog die Sache bedächtig hin und her; er wollte es fein anstellen und nicht mit der Thüre in's Haus fallen.

Daz sein Marieli bei dem alten Herrn einen Stein im Bretté hatte, dessen war er sicher. Es galt nur, den errungenen Vortheil zu benützen und Marieli dem Vetter immer lieber werden zu lassen. Er selbst wollte sich an den Sekretär machen und den über die Neigungen und Launen seines Herrn ausforschen; daß zwischen beiden ein engeres Verhältniß bestand, als es zuerst geschienen hatte, das fand der pfiffige Amtschreiber bald heraus. Ganz anders verfuhrn der Bärenwirth und seine Leute; zwar waren sie auch gescheid genug, nicht gleich am ersten Tage mit der Thür in's Haus zu fallen; aber sowie sie sich einmal in dem Schlößchen ein bishen eingelebt hatten, fingen sie an, deutlicher mit der Sprache herauszurücken. An Freundschaftsbetheuerungen, von derben Flüchen bekräftigt, ließ es der Bärenwirth nicht fehlen. Frau Elisi nahm ihre süßesten Mienen und schönsten Komplimente hervor und Schaggi, dem es freilich schwer fiel, den Liebenswürdigen zu spielen, bemühte sich, wenigstens die Langeweile, die er fern von allen Kneipen und anlässigen Kellnerinnen empfand, möglichst zu verbergen. Um sich die Zeit zu verkürzen, hätte er gern mit Marieli ein bishen den Narren gemacht, aber das wollte ihm nicht recht gerathen. Marieli war gegen den zudringlichen Vetter merkwürdig kurz angebunden, und die handgreiflichen Zärtlichkeiten, mit denen er sonst seine Eroberungen einzuleiten pflegte, waren hier nicht am Platz, das hatte ihm Marieli's kleine, aber feste Hand, als er einmal gar zu zutäppisch wurde, schlagend bewiesen. Mit Vetter Hans mochte er sich nicht abgeben; der war ihm zu gering, und zudem war es ihm schon mehr als einmal vorgekommen, als habe Marieli den schlechten Geschmack,

den jungen Lehmann dem Herrn Studenten vorzuziehen. Seine Täubi darüber an Hans auszulassen, wagte er zwar nicht, denn der sah gar nicht danach aus, als ob er sich viel gefallen ließe; so suchte er denn seinen Gross hinter einer schlecht gespielten Gleichgültigkeit zu verbergen, die ihn übrigens nicht hinderte, den häurischen Nebenbuhler nach Kräften bei Vetter Henry anzuschwärzen. Im Uebrigen hielt er sich an den Wein, um sich die Zeit zu vertreiben, und darin leistete ihm der Vater wacker Gesellschaft, denn der Wein war gut und Vetter Henry sparte ihn nicht. Mit Hans Ehrlich ging es die paar Tage hindurch gar furios. Es kam ihm in alle Glieder, so müzig da herumzulungern, ohne etwas zu schaffen, und wenn auch zu Hause gerade nicht viel zu thun war, zog es ihn doch oft bei allen Haaren heim, um nach seiner Sache sehen zu können. Handfehrum aber war es ihm im Schlößchen wieder so wohl, daß er den Sonnenbühl beinahe vergaß und aussah, als sei ihm hier in Luzern eine ganz apartige Sonne aufgegangen und zünde und wärme bis in den innersten Grund seines Herzens. Daz die Sonne aber nicht der Vetter Henry, so freundlich er auch sich gegen Hans zeigte, sondern ganz Jemand anderes war, das kann sich die geneigte Leserin wohl vorstellen. Der Herr Amtschreiber ging eben dem Vetter so eifrig nach, daß er nicht viel Zeit hatte, auf sein Töchterchen Acht zu geben; die phlegmatische Frau Mutter plagte sich auch nicht apartig und dachte, ein junges Meitschi zu hüten sei böser, als einer Käze das Mausen zu verwehren. So kam es, daß Marieli und Hans, versteht sich ganz zufällig, sehr oft bald im Garten, bald beim Spazieren in der Umgebung zusammentrafen und merk-

würdigerweise trafen sie sich gewöhnlich allein, wenn der Herr Amtschreiber den Vetter von Politik und Finanzen unterhielt, der Bärenwirth und Schaggi hinter der Flasche saßen und die Frauen ihr Nachmittagschläfchen hielten. Der Sekretär, mit dem es beide gar gut konnten, genirte sie nicht; er ging still und ohne Aufsehen seiner Wege, grüßte freundlich, wenn er das Pärchen unverstehens antraf und schien im Uebrigen mit einer heilsamen Blindheit und Taubheit gesegnet zu sein. Wer ihn aber gesehen hätte, wenn er an den beiden vorbei war, wie es in seinem Gesichte zuckte und arbeitete, wie freundlich die grauen Augen unter ihren buschigen Wimpern hervorblitzen konnten, wenn er ihnen nachsah, der hätte wohl gemerkt, daß Marieli und Hans bei ihm einen Stein im Brette hatten und das einen großen, und daß er, so blind und taub er zur rechten Zeit manchmal scheinen möchte, gar wohl wußte, wie es den beiden um's Herz war.

So waren ein paar Tage verflossen. Dem Bärenwirth und seinen Leuten fing die Sache an je länger je langweiliger zu werden, und auch der Herr Amtschreiber fand, es sollte einen Ruck vorwärts gehen. Aber der Vetter Henry blieb immer gleich freundlich und ruhig und gab wie fein der Herr Amtschreiber es anzustellen glaubte, um das Gespräch von der allgemeinen Politik und Finanzlage auf die besondere des Herrn Vettters und auf seine Pläne und Absichten zu bringen, der Herr Vetter schien auf dem Ohre gar nicht zu hören und wußte dem Gespräch immer eine andere Wendung zu geben, und als der Herr Amtschreiber endlich, um den Vetter zum Sprechen zu bringen, sagte, er müsse an die Abreise denken, er habe pressante Geschäfte zu Z., da hatte

Herr Henry nur ganz höflich erwiedert, das sei ihm sehr leid, indeß begreife er es ganz gut und hoffe, der Herr Vetter und seine Familie werden ihm ein andermal wieder die Ehre schenken. Einstweilen freue er sich, ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben. Das war nun wieder dem Amtschreiber nicht recht; die Abreise hatte nur ein Schreckshus sein sollen und daß der Herr Vetter so ruhig darein einwilligte, gefiel ihm nicht. Indeß machte er gute Miene zum bösen Spiel und setzte vorläufig die Reise auf übermorgen an. Vorher aber wollte er noch mit dem Sekretär einmal gründlich reden und denselben für seine Interessen gewinnen. Die Gelegenheit dazu bot sich leicht. Am Morgen vor der Abreise traf er bei Seiten den Sekretär allein beim Frühstück in einer schattigen Laube. Der Herr Amtschreiber grüßte höflich, setzte sich neben den alten Herrn und fing ein Gespräch an, das er nach und nach unvermerkt auf Vetter Henry und seine Absichten zu bringen wußte. Aber entweder wußte von diesen der Sekretär nichts zu berichten, oder er wollte nichts wissen; er gab nur kurze und ausweichende Antworten, und wenn der Herr Amtschreiber zum Ziel kommen wollte, mußte er deutlicher mit der Sprache heraus. Das that er denn auch, nachdem er sich durch einen prüfenden Blick ringsum überzeugt hatte, daß kein Unberufener lausche. Er glaubte den Boden bei dem alten Herrn genügend vorbereitet zu haben, um von der Leber weg sprechen zu dürfen. Er nahm eine Prise, räusperte sich ein paar Mal und fing dann an zu berichten, wie lieb und werth ihm der Vetter sei und wie sehr es ihn freue, daß er so einen treuen Gefährten und Berather gefunden habe, wie der Herr Sekretär einer



Der Vetter aus Australien.

sei. Aber ein solcher sei auch von Nöthen; denn wer ein solches Vermögen habe, wie Vetter Henry, der habe eine schwere Verantwortlichkeit, dafür zu sorgen, daß es einmal in rechte Hände komme, wo es wohl angewendet und nicht vergeudet werde; so etwas müßte Einen, der sein Vermögen so sauer erworben, wie Vetter Henry, noch im Grabe ärgern. Du lieber Gott, fuhr er dann fort, indem er näher an den alten Herrn heranrückte und ihm die Hand vertraulich auf das Knie legte, ich rede Niemand gerne etwas Böses nach; aber daß das Vermögen bei dem Bärenwirth und seiner Familie in die unrechten Hände käme, das sieht ja ein Blinder. Er ist ein Trunkenbold und Spieler, dem bald nicht mancher Ziegel vom Bären mehr gehören wird, sie ist eine Schlarpe und Schlampe, und was für ein Kerl der Schaggi ist, das sehet Ihr ja jeden Tag. Drum wäre es gut, wenn der Vetter bei Zeiten ein Testament mache. Es wäre schade, wenn das schöne Vermögen nicht bei einander bliebe oder gar in unrechte Hände käme! Der Vetter ist alt; es kann ihm etwas geben, ehe Niemand daran denkt, und da ist es gut, sein Haus bei Zeiten zu bestellen. Wenn dabei der Herr Sekretär, nicht etwa für mich, nein für mein Marieli ein gutes Wort einzulegen wollte, so sollte es nicht sein Schade sein! — Ja, meinte der Sekretär, indem er aus der freundlich dargebotenen Dose des Amtschreibers bedächtig eine Prise nahm, ich verstehe schon und muß wirklich auch sagen, daß ich das Vermögen lieber dem Marieli gönnen möchte, als dem Schaggi oder dem Bärenwirth. Indes ist Mr. Henry gewöhnt, für sich selbst zu entscheiden, und wenn schon mein Einfluß bei ihm nicht gering ist, dabei zwiferten seine grauen Augen

gar pfiffig und in den Falten seines Ledernen Gesichtes zuckte es, als wollte er hellauf lachen, so kann man halt doch nichts Bestimmtes wissen. Ist denn der Hans Ehrlich dem Mr. Henry nicht gerade so nahe verwandt wie Euer Marieli? Der scheint mir doch kein unebener Bursche zu sein und besonders Eurem Marieli scheint er nicht übel zu gefallen. — Der Amtschreiber machte ein Gesicht, als sei ihm ein Sandkorn in einen hohlen Zahn gekommen. An den hatte er im Eifer gegen den Bärenwirth gar nicht mehr gedacht. Ja, der war auch ein Hinderniß für seine Pläne und zwar kein zu verachtendes. Indessen, es müßte doch kurios zugehen, meinte er, wenn es seinem Marieli nicht gelingen sollte, auch dem bei dem alten Vetter den Vorsprung abzugehn; daß die Beiden zusammenspannen könnten, das fiel ihm gar nicht ein. Ja wohl, sagte er nach einem Zögern, freilich der ist auch dem Vetter verwandt und er ist im Ganzen nicht so übel! aber er ist halt in Gottes Namen nur ein Lehnenmann und noch gar jung. Es wäre ihm nicht einmal gut, wenn er viel Geld auf einmal bekommen sollte; die Jugend ist ja ohnehin heutzutage übermüthig genug und b'sonderbar der! Daneben will ich ihm nicht z'höft geredet haben, er könnte es allweg brauchen. Mit dem aber, was Ihr von ihm und Marieli gesagt habt, ist es nichts; verlaßt Euch d'rauf! meine Tochter paßt zu keinem Lehnenmann; früher wohl, als sie noch ein Kind war, da hatte sie an dem Burschen den Narren gefressen, jetzt aber, seit sie aus dem Welschland zurück ist, denkt sie nicht mehr an ihn, gottlob! — Nun, sagte der Sekretär mit schalkhaftem Lächeln und stand auf, Ihr mögt recht haben; vielleicht habe

ich mich getäuscht, daneben weiß man's nicht und junge Meitschi haben oft einen ganz anderen Geschmack als die Herren Väter. — Mit dem Anderen, was Ihr mir gesagt habt, passirt es wohl noch nicht so. Ihr Vetter ist noch rüstig und denkt nicht so schnell an's Abfahren. Ein gut Wort für Euer Marieli will ich schon bei ihm einlegen, aber so ein alter Herr hat seine Mücken, und bestimmt versprechen kann ich nichts. — Der Herr Amtschreiber war mit der Antwort nicht recht zufrieden. Der alte Sekretär hätte wohl den Knopf ein bisschen mehr aufthun und sich eifriger zeigen können, kam es ihm vor. Indes sein Versprechen für Marieli war gegeben und das war schon viel gewonnen, denn der Sekretär galt etwas bei seinem Herrn, das hatte der Amtschreiber immer deutlicher gemerkt; daß ersterer auch den Bärenwirth und seinen Schaggi nicht leiden konnte, war ein weiterer Stein im Brett. Summa summarum, der Erfolg seiner Unterredung war kein ganz schlechter. Die besten Bundesgenossen aber gegen Bärenwirth und Schaggi hatte der Amtschreiber, wie ja den besten Rechnern manchmal ein Fehler passirt, gar nicht mitgezählt, und das waren die Beiden selber, freilich ohne es zu wissen und zu wollen. Und das ging ganz furios zu:

Die Koffern zur Abreise waren fertig gepackt. Auch Hans, dessen Nachtsack freilich bald fertig war, wollte fort; wenn Marieli nicht mehr da war, hielt ihn nichts länger zurück; es drängte ihn, heimzukommen, um nach seinem Lehnen zu sehen. Der Bärenwirth hatte sich, wiewohl ungern, ebenfalls zur Abreise entschlossen; es wäre ihm trotz der Langeweile ganz recht gewesen, noch da zu bleiben, um den Vetter recht

einspinnen zu können, was bis dahin trotz aller Mühe nicht hatte gerathen wollen. War einmal der Amtschreiber und besonders das donners Hexli, das Marieli, fort, so mußte es viel besser gehen. Aber zu seinem Leidwesen hatte der Vetter von vornherein angenommen, er werde am selben Tage mit den Anderen abreisen, und da ließ sich nicht viel dagegen machen. Zwar hatte er und noch mehr die Frau Elisi nach Kräften versucht, eine Einladung zum Daibleiben zu erschmeicheln und an Seitenhieben auf den Amtschreiber und seine Familie, sowie auf Hans, hatten sie es nicht fehlen lassen, aber der Vetter schien auf dem Ohr nicht mehr zu hören, als wenn der Amtschreiber die Rede auf Pläne und Absichten des Herrn Vetters zu bringen suchte. Da blieb denn nichts Anderes übrig, als sich in die Laune des alten Herrn zu fügen. Vorher aber wollten Vater und Sohn sich noch einen guten Tag nach ihrer Weise gönnen; sie hatten die Luft der Kneipen schon lange schmerzlich entbehrt, trotz den guten Weinen des Vetters.

Unter dem Vorwande, sich die Stadt einmal gründlich anzusehen, gingen sie nach Luzern und schlügen dort ein Feder seinen eigenen Weg ein. Wir wollen ihnen dabei nicht folgen, denn ihre Wege sind nicht immer die saubersten, sondern wir kehren zu den übrigen Bewohnern des Schlößchens zurück.

Einem schönen Abend war eine prächtige mondhelle Nacht gefolgt. Die dicke Frau Amtschreiberin saß im Gartensaal in einem bequemen Lehnsstuhl und war friedlich eingeschlafen. Frau Elisi hatte einen schlechten Lieferungsroman, wie sie leider durch gewissenlose Buchhändler in der Schweiz massenhaft verbreitet werden, hervorgenommen; die Abenteuer der Kaiserin Eugenie

interessirten sie weit mehr als der schönste Mondschein. Marieli war zum See hinabgegangen, um den schönen Abend zu genießen, und hatte dort wieder ganz zufällig Hans getroffen, der in derselben Absicht das Haus verlassen hatte. Der Herr Amtsschreiber spazierte mit dem Vetter und seinem Sekretär im Garten und wendete nochmals all' seine Beredsamkeit auf, um wenigstens einen günstigen Eindruck zurückzulassen, wenn für den Augenblick nichts Positiveres zu erwarten war. Es mochte etwa acht Uhr sein, als die Chorglocke scharf angezogen wurde und gleich darauf eine Droschke hereinrollte und zwei schwankende Gestalten aussteigen ließ. Es waren der Bärenwirth und Schaggi, die von ihrer Bergnugungsfahrt heimkamen; in der letzten Pinte der Stadt hatten sie sich getroffen und waren zusammen heimgefahren, denn das Gehen hätte bei Beiden seine Schwierigkeit gehabt. Sie kamen zur ungünstigen Stunde, denn gerade, wie sie sich schwankend einen Gassenhauer brüllend der Hausthüre näherten, bogen der Vetter und seine Begleiter um die Ecke, um zu sehen, was es gebe. Heda, alter Sparhafen, schaff Wein her, schrie Schaggi, der noch im lauten Stadium des Rausches war, den Vetter an! Wir wollen eins trinken und lustig sein! Was hilft's zu sparen? du krahest doch öpp'e bald ab und dann wollen wir deinen Muttech schon erlesen! Muttech erlese, tönte wie ein Echo die grunzende Stimme des Wirthes nach. Bist auch da, du Erbschleicher? fuhr Schaggi zum Amtsschreiber fort. Hast gemeint, du habest den Alten schon im Sack? Aber uhä! dafür ist Schaggi auch noch da! Wart nur, bis ich hier Meister bin, da will ich Dir zeigen, wo Du hingehörst, Du mit Deinem

Zimpferinli! Zimpferinli! echote der Wirth, der an die Mauer gelehnt sich nur mit Mühe noch aufrecht hielt. — Vergebens bemühte sich Frau Elisi, die vom Lärm herbeigelockt mit tödtlichem Schreck die Reden ihres sauberer Früchtchens hörte, Schaggi zu beschwichtigen; er wurde nur um so lauter und legte um so deutlicher seine Meinungen und Absichten bloß, und als endlich der Vetter, blaß vor Zorn und Eckel, dem Gärtner und dem Kutscher befahl, die Betrunkenen in ihre Zimmer zu schaffen, da ergoß er sich noch einmal in unflätigen Wützen und Schimpfereien über den alten Erblöß, dessen Batzen er schon unter die Leute bringen wolle, über den Sekretär und den Amtsschreiber, Hans und Marieli. — Am wenigsten hatte sich durch die widerwärtige Scene der Sekretär aufregen lassen; eine Prise nehmend, flüsterte er dem Amtsschreiber zu: Da habt Ihr Recht gehabt; in die Hände darf Vetter Henry's Vermögen nicht fallen und dafür hat Schaggi selbst hinlänglich gesorgt! Vielleicht aber habe ich auch Recht mit dem was ich von Eurem Marieli gesagt; kommt nur mit, vielleicht kann ich Euch's beweisen. Er nahm kurzweg den widerstrebenden Amtsschreiber am Arm und führte ihn leise und behutsam zum See hinab; Vetter Henry folgte. Am See zog sich eine dicht umrankte Nebenlaube hin, ein Lieblingsaufenthalt Marieli's. Vorsichtig bog der Alte die Zweige auseinander: Nun, was habe ich gesagt, flüsterte er dem Amtsschreiber zu, der seinen Augen kaum trauend in den vom Mondlicht nur spärlich erleuchteten Raum hinabblickte. Und richtig, der Sekretär hatte auch Recht gehabt; da saßen Hans und Marieli traurlich beisammen, Hand in

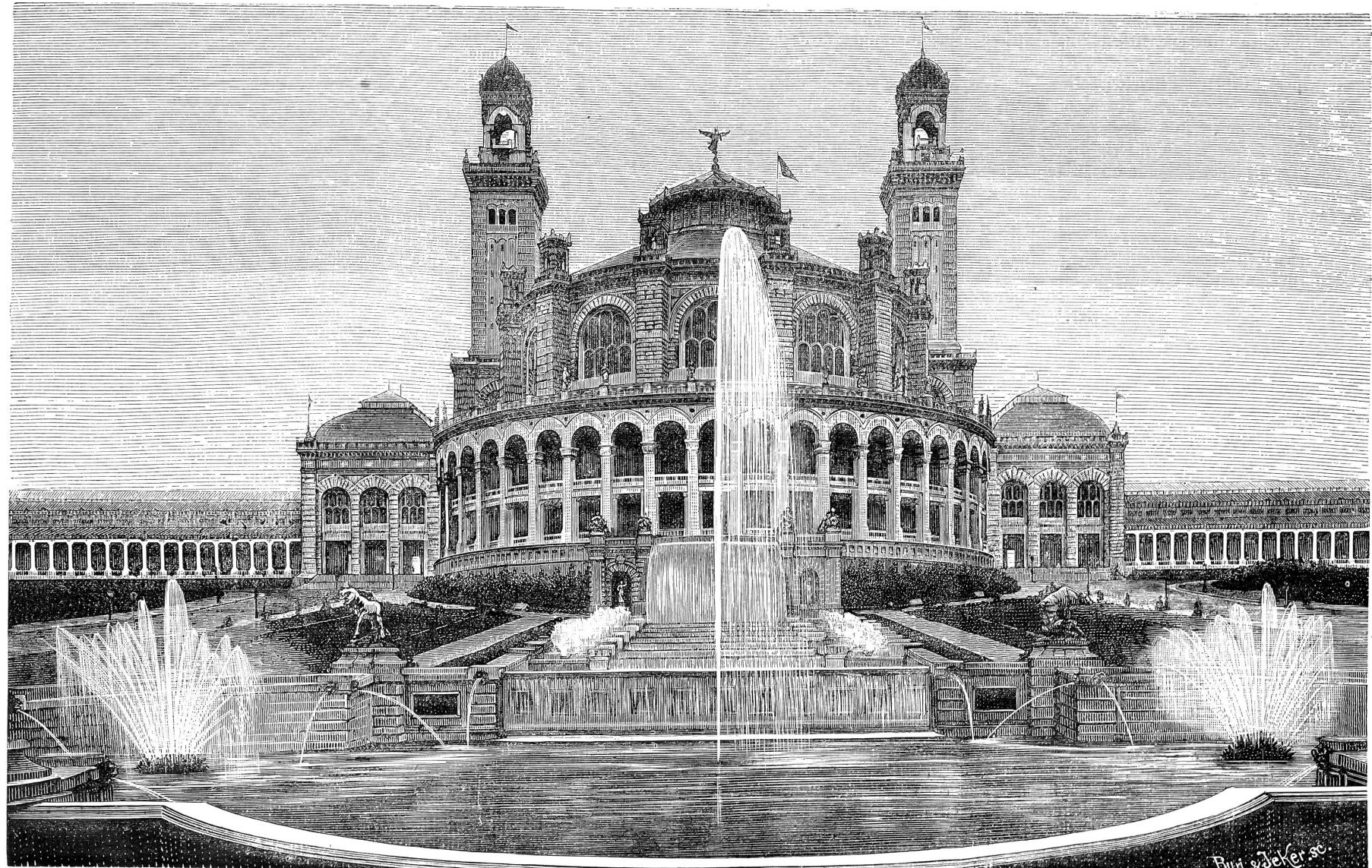
Hand, und was sie sagten und wie sie die Pausen des Gespräches ausfüllten, das, liebe Leserin, brauchst Du Dir nicht von einem alten Knaben, wie der Vöte ist, ausmalen zu lassen. — Mit spöttischem Lächeln sah auch der Vetter bald das ahnungslose Pärchen, bald den vor Ärger und Verlegenheit fast versprühenden Amtschreiber an, der jetzt mit harter, scharfer Stimme Marie! rufend die Beiden auffschreckte und zürnend in die Laube trat.

Wie von Blut übergossen, hatte sich Marieli in die dunkelste Ecke der Laube geflüchtet; ihre Verlegenheit war um so größer, als sie hinter dem strengen Herrn Papa gar deutlich die lachenden Gesichter des Vetters und seines alten Schreibers wahrnahm. Auch Hans war zuerst etwas verlegen, aber bald hatte er sich gefaßt, trat wie schützend zwischen seinen Schatz und den erzürnten Vater, der wie angewurzelt, die Arme übereinandergekreuzt, mitten in der Laube stand und mit giftigen Blicken bald sein Töchterlein, bald dessen bairischen Freier anstarnte. In kurzen Worten, denen man aber wohl anmerkte, daß sie von Herzen kamen, hielt er bei dem Herrn Amtschreiber um sein Töchterlein an und versprach sie sein Lebtag zu lieben und zu ehren; er berief sich dabei auf die zusammen verlebte Kinderzeit und erinnerte den Amtschreiber daran, wie schon damals sie Beide aneinandergehängt hatten und wie er damals nichts dawider eingewendet hätte. Jetzt sei es dafür zu spät; was einst Kinderspiel gewesen, sei jetzt zum Lebensernst geworden; sie wollten und könnten nicht mehr von einander lassen. Und drum, Vetter Amtschreiber, schloß er, indem er die widerstreitende Hand des Alten ergriff, nehmt vorlieb mit mir, wenn ich schon kein Schreiber, sondern ein Bauer geworden bin! Auch

Marieli hatte sich unterdessen gesammelt und trat an die Seite ihres Schatzes, und die beiden alten Herren im Hintergrunde nickten heifällig die grauen Köpfe. — Nein, nein, dreimal nein, rief aber, ohne sich besänftigen zu lassen, der erhoste Amtschreiber; einem Bauern hätte ich Marieli am Ende noch gegeben, aber dir gebe ich sie nicht; du bist kein Bauer, nur ein Lehmann, und zu einem solchen paßt mein Töchterlein nie und nimmer! Und nun mach', daß du hineinkommst, ungerathenes Kind, herrschte er Marieli an. Du aber, Büschli, wendete er sich zu Hans, hüte Dich, mir wieder in's Haus zu kommen; zwischen der Amtschreiberei von Z. und dem Lehmann vom Sonnenbühl ist es aus und fertig! — Ja ja, du hast's gehört, mischte sich jetzt gegen seine sonstige Gewohnheit grob und polternd der Vetter Henry hinein. Da laß Dir die Flauen nur vergehen! Der Vetter Amtschreiber hat ganz recht, Marieli paßt für keinen Lehmann! Gelt, Du hast wohl am Ende wie Schaggi gedacht, der alte Erbvetter sei dazu da, Dir mit Geld den Weg zu ebnen? Aber da hast Du die Rechnung ohne den Wirth gemacht; keinen Kappen hast Du von mir zu erwarten, wenn Du nicht die dumme Liebesei aufgibst. Verstanden? Nume hübscheli, Herr Vetter! erwiderte Hans, der zuerst ob der unvermuteten Einmischung des alten Herrn ganz verdutzt gewesen war, sich plötzlich hoch aufrichtend, während die Altern auf seiner Stirn schwollen. Nume hübscheli! Verlangt hab' ich von Euch noch Nichts, und Eurem Gelde habe ich nicht nachgefragt. Ihr seid mir nachgegangen, nicht ich Euch. Meine Frau zu erhalten, wie's Recht ist und Brauch dafür bin ich Manns genug, auch ohne Euer

Geld, wenn ich schon nur ein Lehmann bin. Von Marieli aber lasse ich nicht, bis sie selbst mich aufgibt. Sie hat mein Wort und ich das ihre und das behalte ich trotz alledem. Und nun' Adieu, fuhr er fort; für Eure Einladung danke ich; begehrt habe ich sie nicht. Nichts für ungut! s'wird wohl das letzte Mal sein, daß ihr mich seht. — Adieu, Vetter Amtschreiber! Was ich will, wißt Ihr; was Ihr wollt, weiß ich! s'kommt nur darauf an, wer's gewinnt. Und nun leb' wohl, Marieli, halt fest an Deinem Wort und laß' Dich nicht einschüchtern. Wir kommen doch noch zusammen. — So, Vetter Henry! jetzt will ich zum letzten Mal in Euer Haus, um meinen Nachtsack zu holen; der arme Lehmann will Euch nicht mehr zur Last fallen. Adieu! Kurz kehrte er sich um und drückte dem alten Sekretär, der während der Scene ein ganz kurioses Gesicht gemacht hatte, noch herzlich die Hand; dann verließ er, ohne sich noch einmal umzusehen, die Laube und schritt durch den mondbeschienenen Garten dem Schloßchen zu. Teufel, der Junge hat ein gutes Mundwerk! ein bisschen bald das Feuer im Dach und just nicht apartig de- und wehmüthig! Er hat mir's ordentlich gegeben! Aber jetzt kannst Du einmal das Maul aufmachen, ich habe des Zeuges jetzt genug! sagte lachend Vetter Henry. — Und das will ich auch, erwiderte der Schreiber schmunzelnd, aber nicht hier, sondern d'rin im Schloßchen, wo wir ungestört und bequem uns erklären können. Und schneller, als man es dem alten Mannli zugetraut, war er dem jungen Hätzkopf nachgeeilt und hatte den Widerstreben den in den hellerleuchteten Gartensaal ge- nöthigt, wo die Frau Amtschreiberin mit verdunkeltem Gesichte sich gerade die Augen

ausrieb. Die Anderen folgten, der Amtschreiber, der nicht wußte, was das bedeuten solle, zuletzt. — So Herr Amtschreiber! begann, als endlich Alles versammelt und die Thüren geschlossen waren, der alte Schreiber; also, wenn Hans Chrlich statt Lehmann auf dem Sonnenbühl der Besitzer desselben oder sonst eines währschaften Hofes wäre, dann wäre er Euch als Tochtermann recht? und dem Marieli wohl auch, nicht wahr? fügte er neckisch hinzu, als er bemerkte, wie dieselbe bei seiner Frage das Köpfchen in die Höhe hob. Nun, dann können die Beiden je eher je lieber verkünden lassen, denn bevor ein Vierteljahr um ist, soll Hans Chrlich Besitzer des Sonnenbühls oder eines anderen ebenso guten Hofes sein! Wie? Was? schallten die Fragen durch einander? Wer soll ihm den kaufen, etwa Ihr? Wollt Ihr mich für einen Narren haben? schrie fuchswild der Amtschreiber? — Ist schon geschehen, Vetter Amtschreiber, nichts für ungut! erwiderte lächelnd der Alte. Erlaubt, daß ich mich Euch unter meinem wahren Namen vorstelle! ich bin der Vetter Henry und der da, der meine Stolle gespielt, ist mein Freund und Associe, der mit mir in Australien war. Zusammen haben wir das Plänchen geschmiedet und es ist uns prächtig geglückt. Es lag mir daran, meine werthen Verwandten ein bisschen kennen zu lernen, bevor ich mich näher mit ihnen einließ, und das ist dem unbeachteten Schreiber besser gelungen, als es wahrscheinlich dem Vetter in eigener Person gerathen wäre. Ich weiß nun genug und über genug! — Ja ja, flei mit schallendem Gelächter der vermeintliche Erbvetter ein, nicht wahr, Herr Amtschreiber? die Familienähnlichkeit! — Der Amtschreiber wollte es zuerst nicht glauben, daß er



Die Pariser Weltausstellung von 1878. Der Trocadéro.

H

Buri & Jeker sc.

so gesoppt worden sei; aber die Beweise, die der wahre Vetter Henry beibrachte, ließen keinen Raum für Zweifel übrig. Halb ärgerte er sich über den seiner Pfiffigkeit gespielten Streich und halb tröstete ihn wieder der Gedanke, daß es dem Bärenwirth und seinem Schaggi doch noch viel ärger gegangen sei, als ihm, und als nun der Vetter, Hans an der einen, Marieli an der anderen Hand vor ihn trat und sagte: Vetter Amtschreiber, ein Mann, ein Wort! ich komme als Freierwerber für den künftigen Besitzer vom Sonnenbühl, da zuckte doch ein freundlicher Schimmer über seine verbissene Miene. Er hatte Hans eigentlich früher recht gern gehabt; daß Marieli ihn liebte, wußte er, und endlich war auch der Sonnenbühl und die offenkundige Kunst des Veters nicht zu verachten. Halb ärgerlich lachend sagte er endlich: In Gottes Namen, wenn Ihr es wollt zwängt haben, so nehmt Euch! — Noch denselben Abend ward im Schloßchen bei des Veters edelstem Wein die Gesundheit des Paars von dem falschen Vetter in wohlgesetzter Rede ausgebracht und die Verlobung gebührend gefeiert, und wenige Monate später zog Marieli als junge Frau auf dem Sonnenbühl ein, den der Vetter, seinem Versprechen treu, für das Paar erworben hatte. — Daß an der Hochzeit weder der Bärenwirth, noch Schaggi oder Elisi theilnahmen, versteht sich von selbst; mit schwerem Kopf und schwerem Herzen waren sie am Morgen nach der Verlobung früh in aller Stille abgereist und ließen seither nichts von sich hören. Der Herr Vetter Henry aber läßt es sich wohl sein und denkt einstweilen noch nicht daran, der Welt Valet zu sagen. Was er weiter im Sinne hat, ob er ein Testament gemacht hat oder nicht, das hat der Herr Amtschreiber immer

noch nicht herausbringen können, aber apartig Angst ist es ihm auch nicht mehr darum, seit der Vetter Henry im verwichenen Herbst, als er bei der Taufe des ersten Buben mit dem Amtschreiber zusammen traf, diesem, auf das vergnügte Paar deutend, neckisch zuflüsterte: Was meinst, Vetter? Die zwei zusammen werden schon dafür sorgen, daß das Geld nicht an's unrechte Ort kommt!

Die Pariser Weltausstellung von 1878.

Am ersten Mai 1878 wurde in Paris durch den Präsidenten der französischen Republik die Weltausstellung im Beisein einer unzählbaren Volksmenge im Namen der Nation eröffnet.

Das Ausstellungsgebäude befindet sich, wie schon im Jahre 1867, auf dem Marsfelde (Champ de Mars), zwischen der Ecole Militaire und der Seine gelegen, und bildet ein mächtiges Bivouac, dessen Mitte in besonderen Prachtbauten die Ausstellungen der Stadt Paris und der schönen Künste einnehmen. Rings um den Ausstellungspalast befinden sich, unterbrochen durch grüne Rasen und in aller Farbenpracht strahlende Blumenbeete, die verschiedenen Spezialausstellungen, Restaurants aller Arten, sowie die großen Dampfkessel, welche die Maschinen der Gallerie speisen müssen. Von der Hauptfront bis zur Seine ist ein prachtvoll angelegter Garten, der aber leider jeglichen Schattens entbehrt und so zur Mittagszeit bei schönem Wetter gänzlich ungenießbar wird. Die große Jenabrücke wurde dem öffentlichen Verkehr entzogen und die Ausstellung dehnt sich nun weiter fort bis auf den Trocadéro, welcher mit einem prachtvollen Palast geschmückt wurde. (Siehe Abbildung.) Vor demselben ist ein sehr hübscher künstlicher Wasserfall eingerichtet, der den imposanten Eindruck noch bedeutend erhöht. Gehen wir nun nach diesem oberflächlichen Bild zu den Einzelheiten zurück, um zu sehen, was jedes der vielen Gebäude Schönes und Neues in sich birgt.

Tritt man von der Dampfschiffstation des Pont de Jéna durch die Porte de la Seine in das